

Auszüge aus den Interviews

«Ich habe gearbeitet und gearbeitet»

Hans Köfer (*1927) erlebte die Kriegszeit als Kind im aargauischen Mellingen.



«Mein Elternhaus lag direkt neben der Kirche. Eines Tages hiess es: ‚Du musst Ministrant werden!‘ Die erste Messe war morgens um sechs und die zweite um sieben. Eigentlich wäre ich alle drei Wochen für eine Woche drangekommen, aber die anderen Ministranten erschienen oft nicht. Dann schimpfte der Pfarrer, und die Frau des Sigrists rannte zu uns rüber und rief nach meiner Mutter: ‚Vreneli, wir haben keinen Ministranten, schick den Hans!‘ So stand ich fast jeden Tag in der Kirche.

Ich war sechzehn Stunden am Tag engagiert, denn mein Vater war im Militär und ich musste Mutter helfen, auf dem Feld arbeiten und einmal pro Woche in den Dörfern rund um Mellingen Zeitschriften austragen. Deshalb reichte die Zeit für die Schulaufgaben nicht mehr. Schliesslich wollten mich die Lehrer aus der Bezirksschule werfen. Das gab natürlich ein Drama bei uns zu Hause. Mein Vater redete mit dem Pfarrer, und der sagte: ‚Das muss ich mit Pfarrer Maag besprechen.‘ Das war der reformierte Pfarrer, der sass in der Schulpflege und sein Wort hatte Gewicht. Die beiden brachten es fertig, dass ich eine Prüfung machen durfte. Ich bestand sie. So konnte ich in der Bezirksschule bleiben. Ich wusste aber: Wenn ich wieder nichts tue, fliege ich raus. So stand ich jeden Morgen um vier Uhr auf und schrieb bis um sechs an meinen Schulaufgaben. Um sechs musste ich in der Kirche ministrieren, und um sieben fing die Schule an. Im Nachhinein weiss ich nicht, wie ich das durchgehalten habe. Ich habe gearbeitet und gearbeitet.»

«Sie machen den Leuten das Paradies!»

Gunda Bay (*1924) arbeitete während des Krieges in verschiedenen Schweizer Flüchtlingslagern als Kinderschwester.



«Im Lager für Flüchtlingsfamilien in Champéry hiess es, die Arbeit mit den Kindern dürfe nicht von den Müttern selber gemacht werden, sondern nur von anderen Lagerinsassinnen. Ein typischer Entscheid vom Schreibtisch herab! Ich hielt mich nicht daran, sondern liess die Mütter helfen. Deshalb bekam ich einen Verweis vom Lagerkommandanten: ‚Fräulein Bay, das ist doch ein Befehl! Die Mütter dürfen nicht mit den Kindern zusammen sein!‘ Ich sagte: ‚Ich habe nicht genug Helferinnen. Ich habe deshalb bei der Zentralleitung in Zürich angefragt. Sie sollen mehr ausgebildete Schwestern schicken.‘ Da meinte der Kommandant: ‚Das geht tadellos

hier. Machen Sie ruhig weiter!‘

Aber dann wurden wir inspiziert. Zuerst kam ein Fräulein und sagte: ‚Bei ihnen ist es schön. Doch das darf man eigentlich nicht.‘ Es war schnell in allen Flüchtlingslagern bekannt geworden, dass in Champéry die Kinder und die Mütter zusammen sind. Die Mund-zu-Mund-Propaganda funktionierte, und die Zentralleitung war wütend! Ein Inspektor kam und schimpfte: ‚Sie machen diesen Leuten ja das Paradies!‘ Ich antwortete: ‚Danke für das Kompliment, aber wir sollten noch viel mehr machen!‘ Beleidigt zog er ab. Ich wurde dann in ein jüdisch-orthodoxes Lager strafversetzt.»

«Die Nazis kommen Sie holen!»

Hariett Hurych (*1913) wurde als Tochter eines Tschechen in Davos geboren und wurde durch den Krieg staatenlos.



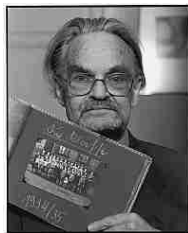
«Mein Untermieter Ernst Rudolf wurde bei Kriegsausbruch sofort in den Militärdienst eingezogen. Anfang Winter kam er plötzlich zurück: Er müsse unbedingt mit mir reden. Wir müssten noch morgen früh zusammen aufs Standesamt. Ich dachte, er mache einen Witz, doch er rief: ‚Es ist todernst! Ich habe Angst, dass Ihnen etwas passiert. Sie sind Tschechin. Die Nazis kommen Sie holen!‘ Er beschwor mich: ‚Ich rühre Sie nicht an, Sie können weiter leben wie bisher. Aber als Schweizerin kann Ihnen niemand an den Kragen.‘ Ich antwortete: ‚Ernst, Sie sind doch in Fanny verliebt!‘ Da sagte er: ‚Wenn der Krieg vorbei ist, lassen wir uns scheiden, und ich

heirate Fanny.' Schliesslich sagte ich: ‚Ich überlege es mir.‘ Er entgegnete: ‚Nein! Ich will jetzt sofort aufs Standesamt. Ich weiss ja nicht, ob ich nicht bald umkomme.‘

Das war der ehrlichste Heiratsantrag, den ich je bekommen habe! Er wollte mich nur schützen. Doch ich fand, er solle zuerst einmal mit Fanny reden. Das tat er dann auch. Kurz und gut, die beiden heirateten. Aber sie warteten, bis die Deutschen auf dem Russlandfeldzug geschlagen worden waren. Vorher sagte Ernst stets: ‚Wenn etwas passiert, Hurychli, dann müssen Sie Ja sagen!‘»

«Sie urinierten in die Konfitüre»

Kurt Bigler-Eggenberger (*1925 in Mannheim) wurde 1940 nach Frankreich deportiert. 1942 konnte er in die Schweiz fliehen. Seine Eltern wurden in Auschwitz ermordet.



«1938, die Kristallnacht: Wir brachten uns in Sicherheit, als die SA-Truppe kam. Die Wohnung wurde vollständig zerstört, die Möbel waren nur noch Kleinholz. Die Nazis urinierten in die Konfitüre. Man schämte sich, Deutscher zu sein.

Doch wir dachten nicht daran, Deutschland zu verlassen. Mein Vater war wie viele deutsche Juden nicht gerade Nationalist, aber er fühlte sich sehr als Deutscher. Er sagte: ‚Ich verreise mit dem letzten Zug.‘

Am 22. Oktober 1940 war die grosse Deportation. Wir mussten innerhalb von zwei Stunden die Koffer packen und abreisen. Die Hitlerjugend hatte an diesem Tag frei.

Sie folgten uns, piffen, grölten, spuckten uns an. Am nächsten Tag wurden wir in französische Züge verladen. Wir waren drei oder vier Tage unterwegs. Dann kamen wir im Konzentrationslager Gurs in Südfrankreich an. Dort ertranken wir im Dreck. Körperlich und seelisch. Es regnete in Strömen. Wir hatten drei Koffer mit auf die Reise genommen. Als wir ankamen, hatten wir nichts mehr. Die Deutschen hatten immer gesagt: ‚Die Juden werden gehen, wie sie gekommen sind: mit einem Rucksack.‘ Ich hatte in Gurs nicht einmal einen Pullover.»

«Jeder schmuggelte»

Cla Famos' (*1924) Familie kaufte 1943 in Martina im Unterengadin, direkt an der Grenze zu Österreich, das Hotel «Post».



«Nach dem Krieg fing der Schmuggel an. Raus nach Österreich haben wir Zigaretten, Pfeifentabak und Saccharin geliefert. Rein kam in erster Linie Speck und Schinken. Den Schinken schickten wir für Horrorpreise nach Zürich. Später begann der grosse Zigaretenschmuggel nach Italien. Wir erhielten nach dem Krieg von der Eidgenossenschaft die Erlaubnis für den so genannten Export 2. Das heisst, wir durften die italienischen Schmuggler beliefern. Ein Zöllner hat die Ladung kontrolliert. Abends kamen die Schmuggler. Jeder schmuggelte, davon lebten wir hier. Als der Krieg vorbei war, war unsere Familie fast pleite. Da begann ich, mit den

Amerikanern Geschäfte zu machen, die hier an der Grenze postiert waren. Die Amerikaner hatten in Bunkern auf dem Reschenpass ganz neue Pneus und Waffen gefunden. Ich kaufte sie ihnen ab. Viele der Pneus verkaufte ich der Postverwaltung. Innerhalb von ein paar Monaten konnte ich so unsere Schulden zurückzahlen.

Jeder Amerikaner hatte in Strada oder Martina eine Freundin. Wir Burschen waren nichts mehr wert. Jedes Mädchen wollte einen Amerikaner. Wegen der Kaugummis und der Nylonstrümpfe. Das hatten wir natürlich nicht. Die Mädchen waren glücklich und wir waren unglücklich.»

Interviewausschnitte aus:

Landigeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930-1945

Autoren: Christof Dejung, Thomas Gull, Tanja Wirz

Mit Fotoporträts von Hans Peter Jost

Limmat Verlag, Zürich, 2002

> Die Fotos der Porträtierten stehen der Presse nur im Zusammenhang mit einer Besprechung der Ausstellung zur Verfügung. Die Bestellnummer entnehmen Sie bitte der Gesamtübersicht der Pressebilder. (Bestandteil dieser Pressemappe).